



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Mit Flugzeug, Faltboot und Filmkamera in den Eisfjorden Grönlands

Sorge, Ernst

Berlin, 1933

Rinkgletscher

urn:nbn:de:hbz:466:1-43383

Ringletscher

Aus verschiedenen Gründen wollte ich den vierten Versuch zum Ringletscher allein wagen. Einmal der Kosten wegen, da die Grönländer einen Tagelohn von 3–5 Kronen bei ihren Arbeiten bekamen. Das war aber der geringste Grund. Viel wichtiger war für mich als Alleinfahrer das Gefühl der vollkommenen Unabhängigkeit. Fuhr ich allein, so konnte ich beliebig lange in beliebiger Richtung paddeln, bis ich müde wurde. Ich brauchte mich nicht darum zu kümmern, mit einem anderen Boot zusammenzubleiben (z. B. im Nebel). Auch brauchte ich nicht für die Grönländer Proviant und Brennstoff mitzunehmen. Ich brauchte keinen Kaffee und Tabak als Anreizmittel für die Weiterfahrt, falls es den Grönländern etwa zu unheimlich werden sollte, und ich brauchte auch keine Umwege zu machen, um erst diesem oder jenem Eeshund nachzujagen. Für die Grönländer ist es selbstverständlich, jede solche Jagdgelegenheit zu benutzen. Für mich war es notwendig, geraden Wegs auf mein Ziel loszufahren. So bestimmte mich schließlich das Übergewicht der Gründe dazu, auf die Hilfe der Grönländer zu verzichten.

Das Wagnis, das hierin lag, war mir klar. Der Alleingänger ist in Grönland natürlich noch mehr gefährdet als im Hochgebirge. Die einzige Sicherheitsmaßnahme, die ich noch vor meiner Abfahrt für mich treffen konnte, war eine genaue Verabredung mit meiner Frau:

„Ich werde 4–5 Tage fortbleiben. Bin ich nach 6 oder 7 Tagen noch nicht zurück, so braucht sich noch niemand zu beunruhigen, dann wird sicher etwas Interessantes dazwischengekommen sein. Erst wenn ich auch am 8. Tage noch nicht da bin, ist damit zu rechnen, daß mir ein Unglück zugestoßen ist.“

Ich gab meiner Frau eine Karte vom Fjord und zeichnete 5 Zeltplätze ein. Falls mir etwas zustieß, wollte ich mich an einen dieser fünf Plätze retten. Und für diesen Fall hat ich, mich dort zu suchen.

Mit der gewohnten Ausrüstung und Proviant für 5 Tage fuhr ich am 22. Juli nachmittags von Nugaſak mit dem Klepperfaltboot fort. Die Eisverhältnisse waren vorzüglich. In 2 Stunden war ich querab von Nularfik, in 7 Stunden beim großen Wasserfall. Aber diesmal hielt ich mich auf der Nordseite, um den Fjord an der Innenseite der Kurve zu durchfahren.

Nach achtsündiger Fahrt war ich an dem Zeltplatz angekommen, wo ich bleiben wollte. Unterhalb eines schmalen Gletschers breitet sich eine ziemlich große Fläche von Sand, Kies und Steinen aus. Ich wäre wohl noch weitergefahren, wenn die Eispressungen mich zuletzt nicht doch sehr aufgehalten hätten.

Da es regnete, baute ich mir ein Zelt. Mein Faltboot legte ich umgekehrt mit den Enden auf einen 1 m hohen Stein und auf mein Theodolitgestell wie auf zwei Böcke, die Gummimatratze samt Schlafsack darunter. Auf der Windseite hängte ich meinen Kleppermantel über das Boot und verzurrte alles mit der Bootsleine. Es konnte nämlich leicht kommen, daß ein Föhnsturm den ganzen Bau auf und davon führte. Man glaubt gar nicht, wie gemütlich es sich unter diesem Regendach im Schlafsack liegt. Die Lebensmittel sind rechts und links unter dem umgekehrten Faltbootverdeck aufgebaut und jederzeit erreichbar, ebenso das Tagebuch. Neben mir im Sand steht mein Primuskocher, und in zehn Minuten kocht schon das Kakaowasser. So liege ich nun da, warm und trocken, verzehre ein paar Butterbrote und lese und schreibe im Tagebuch. Ich fühle mich mindestens ebenso behaglich wie der Reisende im Speisewagen des Lufuszuges, während der Regen an die Scheiben pladdert. Nur ist mein Blick auf den Fjord hinaus ein klein wenig anders.

Am nächsten Tage fuhr ich in der besten Stimmung und voller Zuversicht weiter. Die Eisfelder lagen ziemlich dicht, aber ich kam mit

vielen Umwegen immer noch flott voran. Der Ringgletscher war jetzt nur noch etwa 10 km entfernt, und er sollte mir heute auf keinen Fall entgehen.

In der Mitte des Fjords lagen die Eismassen lockerer, und es ging mir schon beinahe zu schnell vorwärts. Leicht entsteht dann der Gedanke: „Was könnte man eigentlich außer der gleichmäßigen Paddelarbeit noch tun?“ Zum Glück hatte ich ja meine Winde bei mir. Mitten auf dem Fjord hielt ich an, um noch vor meiner Landung eine Lotung zu machen. Die besondere Steilheit der Fjordwände ließ auf eine große Fjordtiefe schließen. Mit der neuen Winde ging das Loten wie am Schnürchen. Ich ließ den Faden einfach ablaufen, legte die Hände in den Schoß und zählte nur, wie die Schleifen, die die Fadenlänge angaben, nacheinander in der Tiefe verschwanden. Erst bei 1060 m blieb die Winde stehen. Das war eine Freude, denn damit war eine neue Rekordtiefe gemessen. Die bisher bekannte größte Tiefe in den grönländischen Fjorden war 1055 m (Upernivik-Eisfjord, 100 km weiter nördlich). Das Hochwinden dauerte eine halbe Stunde. Dabei merkte ich deutlich die Strömung im Fjord, denn mein Galtboot wurde durch den Zug der Leine immer an derselben Stelle festgehalten, während die Eisschollen mitsamt den oberen Wasserschichten sich fjordauswärts bewegten. Darum mußte ich alle paar hundert Meter mit dem Hochwinden anhalten und das Boot um die vorübertreibenden Eisfelder herumführen, um dann dahinter wieder weiterzukurbeln. Die Leine darf dabei nicht zu dicht an das Eis herankommen, da sie sonst von dem scharfkantigen Eis bald durchgeschauert wird und zerreißt.

Mit dem Bewußtsein, daß die Galtbootfahrt sich schon durch diese eine Tiefenlotung gelohnt hatte, fuhr ich nun weiter, stand aber alsbald vor einer schweren Entscheidung. An welcher Seite vom Ringgletscher sollte ich an Land gehen? An der Nordseite war das Wasser in einem breiten Streifen vom Lande fast eisfrei; auf der Südseite lag das Eis dichter, aber doch so, daß ich ohne Mühe glaubte durchkommen zu können. Die Uferhänge waren an der Nordseite in der Nähe des Gletschers

weniger steil als auf der Südseite, dafür schimmerte aber die Front auf der Südseite mit ganz frischen bläulichen Abbruchwänden geradezu verführerisch und war hier besonders hoch, so daß der Gletscher von Süden her sicherlich besonders gewaltig aussah und dort auch vermutlich seine größte Geschwindigkeit hatte. Der Nordteil der Front war niedriger und bestand aus altem Eis, das durch Staub vom Lande her schmutzig gefärbt war. Es war nichts von frischen Abbrüchen zu sehen, und darum bewegte sich der Gletscher auf der Nordseite vermutlich nicht sehr schnell.

Entscheidungen zu treffen ist immer dann schwer, wenn kein zwingender Grund für das eine oder andere spricht. Das ging ja schon Duridans Esel so, und um mich von ihm zu unterscheiden, entschied ich mich kurzerhand für die Südseite und hoffte, damit das Richtige getroffen zu haben. Wenn man so will, hatte ich damit Glück.

Die Hoffnung auf offene Wasserrinnen mußte ich 150 m vor dem geplanten Landeplatz aufgeben. Es gab aber, soweit ich sehen konnte, an dem steilen Ufer nur eine einzige Stelle, wo flache Felsbuckel die Landung möglich machten. Wollte ich also den Ringgletscher vermessen, dann gab es nur eins, mit Gewalt durchs Eis durch auf diese Felsen zu. An ein Paddeln war zwischen den furchtbar zusammengepreßten Kalbeismassen nicht zu denken. Ich kniete daher ganz vorn im Boot oder legte mich auf das Verdeck und stieß mit dem Bootshaken das Eis rechts und links neben mir nach hinten und zur Seite. Vom Wasser war nichts mehr zu sehen, so daß ich wiederholt erwog, auszustiegen, über die Eisbrocken weiterzugehen und das Boot hinter mir heranzuziehen. Aber dazu war das Eis nun wieder nicht fest genug. Also arbeitete ich mit dem Bootshaken weiter. Das Boot war so fest eingeklemmt, daß es manchmal mehrere Minuten lang dauerte, bis ich es auch nur einen Meter vorwärtschieben konnte. An ein Drehen und Wenden war überhaupt nicht zu denken. Viele von den kleinen Eisbrocken waren immerhin größer als ein Zimmer und rührten sich fast gar nicht, auch wenn der Bootshaken sich schon fast bis zum Brechen bog. Aber immer

wenn ich einen Augenblick erschöpft Pause machte, gab mir der Gedanke neue Kraft: es gibt keinen anderen Weg, auch zurück geht es jetzt nicht mehr, dort vorn der nahe gelbe Felsen ist die Rettung. Nach einer Stunde hatte ich die letzten 100 m durchs Packeis zurückgelegt und fuhr in einen kleinen spitzen Winkel zwischen zwei Felstrippen hinein, die nur etwas aus dem Wasser heraustragten. Das war ein wunderbarer Hafen, beinahe eisfrei, so daß ich wie zum Hohn die letzten 10 m mit dem Schwung von einem einzigen Paddelschlag zurücklegte. Meine Freude darüber, daß ich nun „da“ war, kann ich wirklich nicht ausdrücken. Es war mir so ähnlich zumute wie bei einer ganz schweren Erstbesteigung, wenn dann nach all den Mühsalen, Anstrengungen und Unsicherheiten endlich der Gipfel erreicht ist und keine Schwierigkeit mehr kommen kann. Ich war um so begeisterter, gerade weil der Ringgletscher bei meinen vier Angriffen so viel Eis meinem Faltboot in den Weg gelegt hatte.

Eine Messung ergab, daß die Front trotz ihres majestätischen Anblicks immer noch 2500 m entfernt war.

Von den letzten Anstrengungen war ich ziemlich erschöpft. Es dauerte daher eine ganze Weile, bis ich das Boot ausgeladen und Proviant, Petroleum, Schlafsack und Instrumente 15 m hoch bis zu einer Plattform getragen hatte. Um so schnell wie möglich mit den Gletschergeschwindigkeitsmessungen anzufangen, trug ich das Boot nur 4 m hoch hinauf, die Winde noch 2 m höher. Der Gletscher lag in voller Ruhe da. Mit dem Rucksack auf dem Rücken und dem Theodolitgestell in der Hand kletterte ich die steile Felswand ungefähr 180 m hoch hinauf, bis ich eine Stelle fand, von der sich der ganze Gletscher überblicken ließ. Unangenehm waren einige Kletterstellen, wo die Felsen durch Feuchtigkeit und Moos sehr schlüpfrig waren. Aber ohne Gepäck kann man überall durch die gestuften Eneisfelsen leicht hindurchkommen. Von 100 m Höhe an ist der Aufstieg viel leichter; da konnte ich auf breiten Mooshängen ohne jede Schwierigkeit schräg hinaufgehen.

In aller Eile stellte ich den Theodoliten auf und beobachtete durchs Fernrohr die Gletscherfront. Da begann ein Schauspiel, wie ich es noch nie in meinem Leben gesehen hatte, und wie es wohl überhaupt nur selten ein Mensch zu sehen bekommt. Die senkrechte Gletscherfront begann sich langsam zu heben. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich das bemerkte. Zuerst hatte ich nur das unsichere Empfinden, daß sich irgendetwas in dem Anblick des Gletschers änderte, ohne daß ich aber wußte, ob es an mir lag oder an dem Gletscher selbst. Ein paar Eisstücke stürzten nach vorn aus der Wand heraus. Wassermassen schossen aus Löchern in der Front hervor und ergossen sich als Wasserfälle in den Fjord. Die Front fing an zu dampfen.

Ich war beglückt, daß der Gletscher sich so tätig zeigte und verfolgte jeden Vorgang mit gespanntester Aufmerksamkeit. Auf einmal ereignete sich etwas, das mir mit dem eben Beobachteten in gar keinem Zusammenhang zu stehen schien. Nämlich weit hinten, etwa 500 m hinter der Front schossen Wasserstrahlen explosionsartig bis zu drei- oder vierfacher Fronthöhe, also 300 m empor. Diese Riesenfontänen waren auf einer mindestens 1500 m langen Linie angeordnet, die etwa parallel zur Front verlief. Der Vorgang war mir völlig unverständlich. Welche Kraft konnte denn mitten auf dem Gletscher etwas so Gewaltiges hervorbringen? Einen Augenblick später stürzten aus der Front ganze Wandteile an mindestens zwanzig Stellen zugleich nach vorn heraus, als ob ein Riese dem Gletscher von hinten mit einem Hammer Schlag einen ungeheuren Ruck versetzt hätte. Immer noch stieg die Front höher und höher, und mit einem Mal erkannte ich, daß von dem Gletscher das Stück bis zu der Linie der Fontänen abgebrochen war. Der Gletscher mußte bis zum Grund durchgerissen sein.

Mittlerweile waren die Gletschertürme der Front 180 m hoch über Wasser gestiegen und die ganze ungeheure losgebrochene Eismasse war nach hinten geneigt. Dies erklärt die großen Wasserexplosionen. Offenbar wurde durch den Anprall des abgebrochenen Eisstückes an den Gletscher das dazwischen eingeschlossene Fjordwasser zusammen-

Südseite des RANGER-
 LUK mit Johannesglet-
 scher (mit mächtiger
 Mittelmoräne) und
 Paßübergang zum
 RANGERLUKSSUAKFJORD



Flugaufnahme Gorge

RINGGLETSCHER von
 Westen aus 2000 m
 Höhe



Flugaufnahme Gorge

RINGGLETSCHER von
 Westen aus 2000 m
 Höhe. Hochlandeis auf
 der ebenen Hochfläche



Flugaufnahme Gorge



Flingaufnahme Gorge



Flingaufnahme Gorge



Flingaufnahme Gorge

Links oben: Alpine Landschaft südlich des Kangerdluf
 Links unten: Südseite des Kangerdluf. Abbrechender Kar-
 glesfcher. Bildung von Eislavinnen. Stiebförmige An-
 ordnung der Grate
 Rechts oben: Karglesfcher und Gängeglesfcher an der
 Südseite des Kangerdluf. Der Wasserfall vorn links ist
 etwa 200 m hoch



Über dem Umiamako. Hinten links Karrat

Flugaufnahme Udet



Die Gletscheroberfläche ist völlig zerspalten und in Grate und Zacken aufgelöst

Flugaufnahme Udet



Dicht hinter der Front des Umiamako

Flugaufnahme Udet



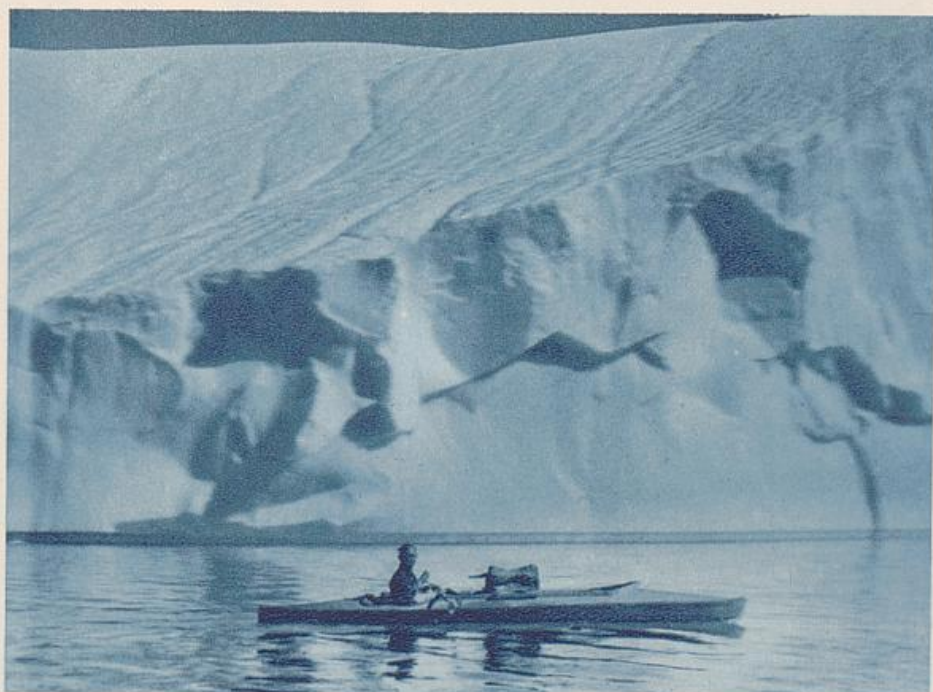
Zwischen den großen Eisbergen des Umiamako

Flugaufnahme Udet



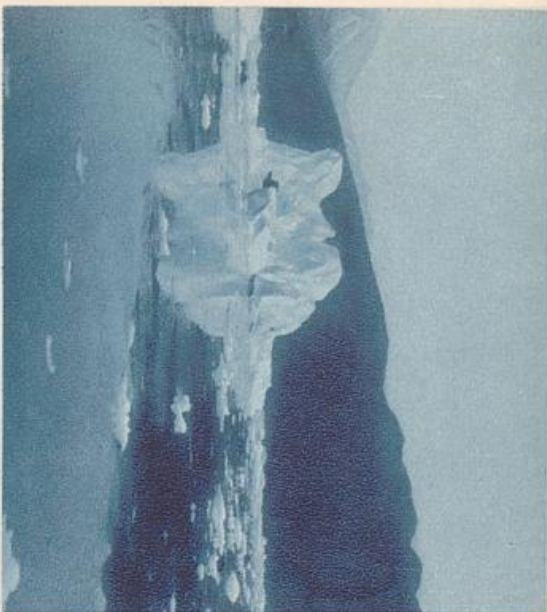
Zwischen den großen Eisbergen des Umiamako

Flugaufnahme Udet



E. Gorge im Klepper-Faltboot, dem ersten Boot, das zum Kinkgletscher kam. Auf dem Boot die Handwinde zum Loten der Meerestiefen

phot. Gorge



Oben links:

Stadts bildet sich auch im Hochsommer eine dünne Eisschicht; dadurch wird die Spiegelung im Wasser matt
phot. George

Oben rechts:

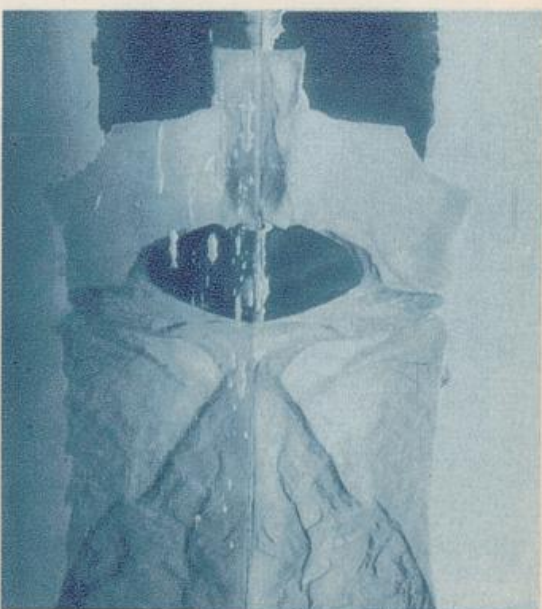
Zwiebel im offenen Wasser
phot. George

Unten links:

Gabrt zum Kinkgletscher
phot. George

Unten rechts:

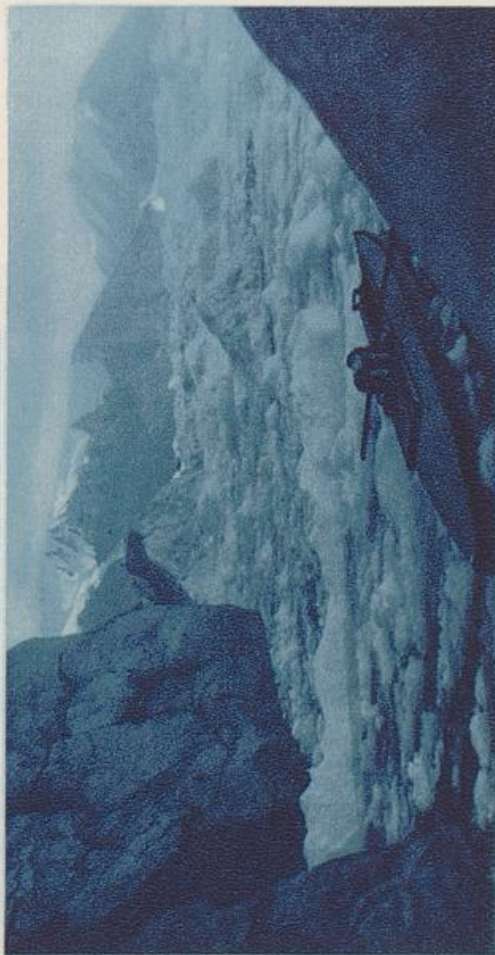
Im Storb
phot. George





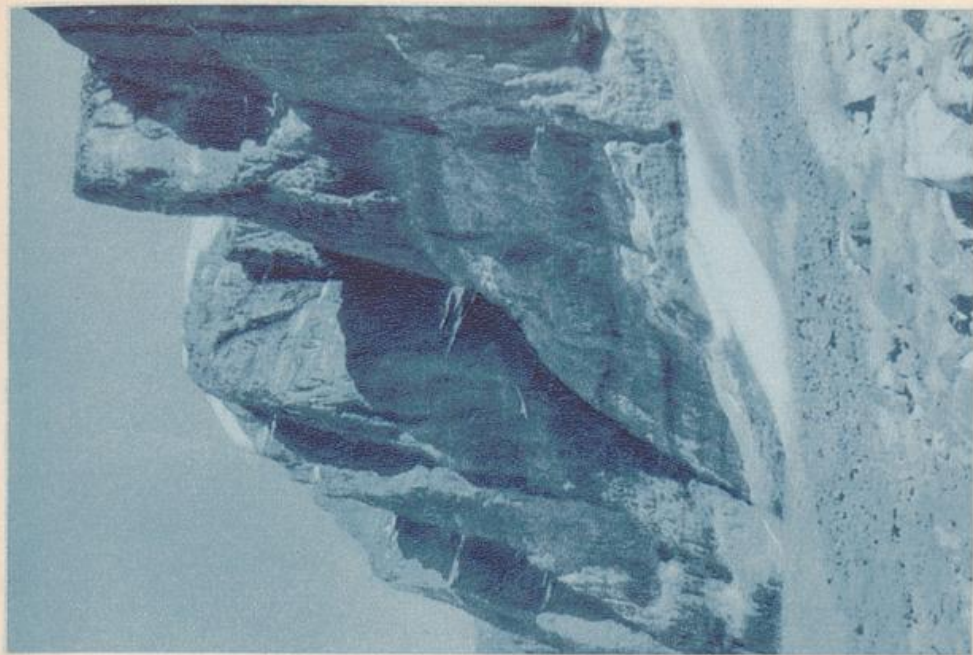
Ober links:
An den 1000 m hohen Nord-
wänden entlang
phot. Gorge

Bild rechts:
Die Südwände des Kanger-
luf. Vom Hochlandeis stürzen
1000 m tief Eislawinen her-
unter. Ihre Trümmer bilden
am Fuß der Felsen weiße
Schneefelder
phot. Gorge



phot. Gorge

Bild links: Das Ende der Kaltbootsfahrt zum Kinkylerscher. Der Schluß, 100 m durchs Packeis in 1 1/2 Stunden kein reines Bergnügen! Dann mit dem Boot auf dem Rücken rechts die Felsen hinauf. Von dort wurde es durch die großen Kalbungswellen heruntergerissen und zwischen den Eisbergen zermalmt.





Der letzte Rest des
Bootes, den der Es-
kimo Karl Jacobsen
8 Tage später 40 km
vom Gletscher ent-
fernt fand
phot. Vogel

gequetscht und mit unfassbarer Gewalt nach oben hinaus geschleudert. Es überstieg beinahe das Fassungsvermögen der Augen, den großartigen Gegensatz zwischen den ruhigen, wühlenden Bewegungen der schwimmenden Eismasse und den blitzartigen Explosionen als zusammengehörige Vorgänge aufzunehmen.

Aber als nun das abgebrochene Eisstück sich immer weiter nach hinten neigte, stürzten auf einen Schlag all die Tausende von glänzenden Eistürmen nach rückwärts um und rutschten auf der glatten Eisfläche bis zum Abriß in die Tiefe. Die durcheinanderstürzenden Eisstücke sahen aus wie ein brausender Wasserfall. Nachher war von den Gletscherspalten und -türmen nichts mehr zu sehen; die ganze Oberfläche sah aus wie poliert.

Unter mir bebte der Felsboden, erschüttert durch das Anschlagen der Eismassen gegen die neue Front und wohl auch den Fjordboden. Ich stand sprachlos und aufs tiefste ergriffen vor solchen Naturgewalten.

Das abgebrochene Eisstück kippte immer noch weiter nach hinten. Langsam tauchte der ganze unter Wasser gewesene Teil der Front auf, und zwar die untersten Teile 600 m weiter draußen im Fjord, viel weiter vor dem Gletscher, als ich je erwartet hatte.

Durch die Bewegung dieser ungeheuren Eismasse entstanden im Fjord die wildesten Wirbel und Strudel. Die ganze losgelöste Eismasse brach unter Dröhnen und Krachen in viele Stücke, und zwanzig sehr große Eisberge trieben von der Gletscherfront fort in den Fjord hinaus, alles, was im Fjord an Eis schon lag, vor sich herschiebend. Vor ihnen liefen mächtige Wogen mit großer Geschwindigkeit durch den Fjord und an den Felsufer entlang.

Ich stand wie im Traum versunken und dachte bei mir: „So entstehen also die Eisberge. Das nennt man eine Gletscherkälbung“. Ich freute mich über die wunderbar ruhigen Bewegungen der Kälbungswellen, weil sie bei all ihrer Ruhe doch ein Sinnbild für eine ungeheure verborgene Energie sind. Und dann sah ich, wie die Kälbungswellen

gegen die ersten Eisberge liefen. Unter ihren wuchtigen Schlägen zerbrachen selbst die größten Eisberge in Stücke, 100 m hoch spritzte der Gisch an den Eisbergen empor, und mit dumpfem Krachen stürzten hier und da Stücke von den Eisbergen ab, so daß bald nur noch ein großes Trümmerfeld übrig blieb.

In diesem Augenblick wurde ich von meiner träumerischen Begeisterung herausgerissen und bekam einen Todeserschreck — mein Galtboot!! — Donner ja, das lag gar nicht sehr viel weiter weg in der Nähe des Ufers! Wenn das bloß noch da war!

Im Sturmschritt ramnte ich die Mooshänge hinunter, kletterte die Steilstellen unvorsichtig schnell herab und stand wenige Minuten später am Meer. Als ich an die Stelle kam, wo mein Boot liegen sollte, war nichts mehr davon da. Statt dessen preßten sich dicke Eismassen gegen das Ufer.

Seltam, wie schnell der Mensch sich in eine Lage fügt, wenn doch nichts mehr zu ändern ist, und wenn er selbst außerdem noch gesund am Leben ist. Meine Aufregung war fast augenblicklich verflogen, als ich auch im weiteren Umkreis zwischen dem Eis nichts von dem Galtboot entdeckte. Ich selbst konnte nun nichts für das Boot tun, sondern nur abwarten. Vielleicht war es nur von einer Strömung weit fortgetrieben und konnte nach einiger Zeit von selbst wieder herangeführt werden. Die anderen Eismassen waren ja auch alle in Bewegung. Aber nach drei Stunden war immer noch nichts da, nur ein Stück des zerbrochenen Paddels schwamm in der Nähe des Ufers. Das zeigte mir deutlich, daß für das Boot keine Hoffnung war. Ich hatte ja auch schon vorher kaum ernsthaft daran geglaubt, daß es wiederkommen könnte.

Während des Wartens habe ich die Höhe der Kalbungswellen an der Galtbootstelle gemessen. An der senkrechten Felswand war nämlich eine scharfe wagerechte Grenze zwischen dem unteren nassen und dem oberen trockenen Teil. Der Grenzstrich lag 7 m über dem Wasserspiegel. Danach hatten die Kalbungswellen an dieser Stelle — $2\frac{1}{2}$ km

von der Gletscherfront — zwischen Wellenberg und Wellental eine Höhe von 12—14 m gehabt. In der Nähe der Front waren sie nach meiner Schätzung 30 m hoch gewesen, also viel höher als die größten Ozeanwellen. Diese Zahlen kamen mir anfangs fast unwahrscheinlich groß vor, aber in allen Fällen, wo meine Schätzung durch genaue Messungen nachgeprüft werden konnte, ergab sich, daß die Zahlen nur größer, aber nie kleiner wurden. Es fehlt dem Menschen in der Weite dieser Fels- und Eislandschaft jeder Größenmaßstab. Darum unterschätzt man zuerst alle Abmessungen.

Die Größe des abgerissenen Stückes war an den frischen Abbruchrändern der Front noch mehrere Tage deutlich zu erkennen. Dadurch konnte die Länge der abgebrochenen Eismasse nachträglich gemessen werden. Sie betrug 1500 m. Zusammen mit den Schätzungen der Breite und Dicke des Eisstückes ergab sich, daß der Gletscher bei dieser einzigen Kalbung 500—600 Millionen cbm Eis in den Fjord geworfen hatte. Von dieser ungeheuren Eismenge kann man sich nur eine Vorstellung machen, wenn man sie mit bekannten Größen vergleicht. Sie ist z. B. größer als die gesamte Häusermenge von Groß-Berlin. So eine Kalbung kann sich durchaus mit anderen großen Naturkatastrophen messen. Die Eismenge übertrifft beispielsweise die gesamten Aschen- und Lavamengen, die der Vesuv bei dem großen Ausbruch von 1906 auswarf.

Alle diese Überlegungen, die mir durch den Kopf gingen, als ich auf die Wiederkehr meines Faltbootes wartete, sollten eigentlich nur einen Trost dafür bilden, daß es tatsächlich nicht wiederkam.

Ich überdachte nun meine Lage. Auf dem Landweg die nächsten Siedlungen zu erreichen, war unmöglich, weil der Weg viel zu lang war und weil die Siedlungen auf Inseln liegen. Sonst kam nur noch eine Fahrt auf Eisschollen in Betracht. Aber abgesehen davon, daß das ein höchst unsicheres Unternehmen war, hätte ich dann die Gletschermessungen nicht ausführen können, und das war ja der Hauptzweck der ganzen Unternehmung. Ich beschloß dazubleiben und fand auch

bald den Gedanken, der mit meinem Aufenthalt hier als besonders günstig erscheinen ließ: statt der vorgesehenen zwei Tage konnte ich nun mindestens sieben Tage lang den Gletscher untersuchen, die Messungen mußten also viel genauer werden, als ursprünglich vorauszusehen war.

Mit allem, was nach dem Bootsunglück zufällig gerettet war, kletterte ich nun wieder zur Vermessungsstelle hinauf. Dabei stieß mir noch ein zweites Unglück zu. Einige Kletterstellen waren nämlich so schwer, daß sie mit dem Gepäck nicht zu bewältigen waren. So mußte ich einmal meine Aktentasche, in der sich Zeichenpapier, eine Leiß-Leica, eine Schneebrille, ein Aneroid-Barometer, ein Thermometer, ein Sextant und verschiedene Kleinigkeiten befanden, einen Augenblick auf einen kleinen grasbewachsenen Felsvorsprung legen, um die Hände zum Klettern frei zu bekommen. Plötzlich kam die Tasche ins Rutschen, sprang in Riesensägen über die Felswände unmittelbar am Fjord herunter und verschwand. Mit knapper Not und Mühe kam ich unten an den Fuß der Felswand und war aufs äußerste überrascht, da unten die Aktentasche liegen zu sehen. Sie war 5 m über Wasser genau in eine kleine Vertiefung hineingefallen und dort liegen geblieben, allerdings aufgeplatzt. Einige Glasplitter ringsum deuteten mir die Beschaffenheit des Inhalts schon an, und in der Tat waren sämtliche Instrumente etwas angeknackst. Das kann man ihnen bei einem Sprung von 80 m Tiefe auf Felsen auch nicht verdenken. Die Leica hatte nur eine ganz kleine Beule bekommen und war sonst in Ordnung.

Ich nähte die Aktentasche zusammen, stieg wieder hinauf und wanderte über die schönen grünen Moosflächen in einer halben Stunde zu meinem Theodoliten, der dort oben so ruhig stand, als wäre gar nichts geschehen.

Die Hauptsache war nun, mit den Kräften hauszuhalten. Nach den Verabredungen mit meiner Frau konnte ich niemanden vor 7 Tagen erwarten. Ich teilte meine Speuvorräte für eine Wartezeit von 10 Tagen ein und suchte im übrigen in den nächsten Tagen die Gegend nach Spebarem ab.

Bei allen Galtbootfahrten pflegte ich Angelhaken mitzunehmen für den Fall, daß ich durch irgendein Unglück an eine unbewohnte Küste verschlagen würde. Die Fische in Grönland lassen sich sehr leicht angeln, weil sie genau so verfressen sind wie die Hunde. Nach dem ersten Satz Messungen, der vier Stunden dauerte, stieg ich wieder zum Fjord herunter, mit ein paar Stücken Corned Beef, den Angelhaken und der Angelschnur bewaffnet und mit der sicheren Hoffnung, zur Abendmahlzeit einen großen Fisch im Topf zu haben. Ein kleiner Weidenzweig diente als Angelrute, ein Stück einer vertrockneten Wurzel als Schwimmer. Ich steckte ein Stückchen Corned Beef an den Haken, stellte ihn auf 1 m Wassertiefe ein und warf ihn in großem Bogen hinaus in den Fjord. In der ersten halben Stunde zuckte der Schwimmer nicht ein einziges Mal. Ich ging an eine andere Stelle, wartete dort wieder eine halbe Stunde, aber ohne Erfolg. „Vielleicht liegt es an der falschen Tiefe des Köders“, dachte ich und stellte den Haken auf 2 m Wassertiefe ein. Dummerweise verhakte sich die Angel in einer Felspalte unter Wasser, und als ich sie herauszog, war der Köder fort. Mit einem zweiten Stückchen Fleisch reichte ich wieder eine Stunde.

Früher habe ich die passionierten Angler nicht besonders hochgeschätzt. Aber jetzt kam mir die Eigenschaft bewundernswert vor, einen ganzen Tag am Wasser zu sitzen ohne mit der Wimper zu zucken und ohne etwas zu fangen. Ich wurde sehr unruhig, denn hier schien mit den Fischen irgend etwas nicht zu stimmen. Am Corned Beef konnte es nicht liegen, das war tadellos. Außerdem haben wir früher oft erlebt, daß die Fische Angelhaken sogar ohne Fleisch fressen. Auch ein drittes Stückchen Corned Beef ging verloren, und da wurde der Gedanke dringender: Soll ich nicht lieber das Fleisch für mich aufheben, wer weiß, ob ich es nicht noch einmal gebrauche.

Ich stieg die 180 m wieder hinauf und baute mir einen schönen Lagerplatz aus trockenem weichem Heidekraut und Moos. Als ich mich in meinen Schlaffack legte, war ich zwar um eine Hoffnung ärmer geworden, aber ich konnte doch Gott danken, daß er mich kurz vor der

großen Gletscherkälbung ans Land geführt hatte, so daß ich jetzt hier völlig gesund und ohne Gefahr lebte.

Die nächsten sechs Tage verliefen sehr gleichmäßig. Morgens kochte ich mir auf meinem Petroleumkocher abwechselnd heiße Milch oder Erbsensuppe, und zwar immer gleich für zwei Mahlzeiten, um Brennstoff zu sparen. Die Hälfte bewahrte ich in der Thermosflasche für die nächste Mahlzeit auf. Mit diesem Verfahren verbrauchte ich für die ganze Zeit nur 1 Dose kondensierte Milch, 1 Erbsenwurst und $\frac{1}{2}$ Liter Petroleum. Der andere halbe Liter, der in einer Glasflasche aufgehoben wurde, sollte später dazu dienen, ein Feuer- und Rauchsignal zu geben.

Vormittags blieb ich meist im Schlassack liegen, schrieb Tagebuch und rechnete einige Messungen vorläufig aus. Nachmittags zwischen 13 und 17 Uhr peilte ich 30 Gletschertürme von den beiden Endpunkten meiner Vermessungslinie an. Diese Tageszeit mußte möglichst genau eingehalten werden, weil die Beleuchtung und die Schatten auf dem Gletscher je nach dem Sonnenstand sehr stark wechselten. Es ist sonst fast unmöglich, unter den Millionen von Eistürmen mit Sicherheit dieselben immer wiederzufinden.

Abends freute ich mich jedesmal darauf, daß das warme Essen schon fertig war, ohne daß ich erst Feuer machen und Petroleum verbrauchen mußte. Zu der Erbsensuppe oder der heißen Milch konnte ich morgens und abends je eine Schnitte Pumpernickel mit Butter und Corned Beef essen, doch war das halbe Pfund Fleisch nach vier Tagen zu Ende. Dafür führte ich später als dritte Mahlzeit noch eine Tasse Kaffee ein, um meine Aufmerksamkeit anzuregen.

Noch ein zweites Mal versuchte ich, Fische zu angeln, wieder etwa drei Stunden lang ohne jeden Erfolg. Dann gab ich es auf. Spätere Beobachtungen zeigten uns, daß hier hinten im Fjord wohl keine Fische vorkommen, denn die Seehunde, die unsere Eskimos später hier schossen, hatten stets nur Krabben im Magen, während die Seehunde an der Außenküste sich auch von Fischen nähren.

Das einzige Eßbare, was mir die Natur sonst noch liefern konnte, waren die Pflanzen. Auf einmal merkte ich, wie wichtig die Botanik werden kann. Es kamen durchaus nicht alle Pflanzen vom Meerespiegel bis zu meinem Lagerplatz in 180 m Höhe vor. Ich probierte alle Pflanzen durch, Weidenblätter, Birkenblätter, die Spitzen junger Grashalme, verschiedene Polarblumen, Moos, Flechten. Etwas tiefer an einem Bach zwischen Steinen fand ich sogar Sauerampfer und ganz in der Nähe davon eine Art Preiselbeeren. Das war eine Freude! Nun war es gewiß, daß ich noch lange aushalten konnte.

Eine wunderbare Ablenkung ist es, sich ins Moos zu legen und Beeren zu suchen, ungefähr so, wie man als Kind Ostereier gesucht hat. Sogar einige süße Blaubeeren gab es dort, aber die Schneeammern und Schneehühner hatten wohl leider denselben Geschmack gehabt wie wir Menschen, hatten die guten Beeren fast restlos abgefressen und die Preiselbeeren für mich übrig gelassen. Auf weiteren Spaziergängen in die Umgebung erschloß ich mir neue „Weidegebiete“ und näherte mich dadurch der Lebensweise der Rentiere und Moschusochsen. Auf allen Wegen trug ich in der Hosentasche Streichhölzer und eine kleine Blechbüchse voll Petroleum, um jederzeit, wenn ich etwa ein Flugzeug hörte, ein Rauchsignal geben zu können.

Es war durchaus nicht sicher, daß ich gefunden wurde, denn die Felswände sind so ungeheuer ausgedehnt, und so vielfach durch Schluchten, Stufen, Bachtäler, Rippen und Wülste gegliedert, daß es völlig unmöglich ist, einen Menschen da drin zu finden. Unsicher war, ob zuerst ein Flugzeug oder ein Motorboot kam. Tagelang überlegte ich, ob ich besser auf meinem oberen Lagerplatz bleiben oder zum Meer hinabsteigen sollte. Von oben war der Landplatz nicht zu sehen, weil die Felsen sich vorwölften, darum konnte die Besatzung eines Motorbootes mich von unten also auch nicht sehen.

Ich entschied mich zuletzt dafür, immer auf dem oberen Lagerplatz zu bleiben, weil dies die einzige Stelle war, wo ein Flieger mir eine Meldung oder Proviant abwerfen konnte. Aber um mich gewisser-

maßen zu vervielfachen, baute ich in der ganzen Umgegend an allen Hängen bis herunter zum Meer Steinmänner, im ganzen 20 Stück, und an der Landungsstelle einen besonders großen, dem ich noch meine dunkelblaue Skitweste umhängte, sodaß er sich vor den hellgelben Felsen scharf abhob und tatsächlich wie ein Mensch ausah. In diesem Steinmann legte ich eine Mitteilung in einer Konservenbüchse nieder mit genauen Angaben über den Weg zum oberen Lagerplatz.

Diese Steinmänner wachten für mich, wenn ich schlief. Aber es war mir unsicher, ob sie auch groß genug waren, um von einem Flugzeug aus bemerkt zu werden. Darum war meine Hauptangst, vielleicht gerade in dem Augenblick zu schlafen, wenn ein Flugzeug vorüberkam. Ich habe daher fast nie geschlafen und wurde in diesem Bestreben durch etwas unterstützt, das wir sonst in Grönland oft verflucht haben, nämlich die Mücken. Hier waren sie mir als Wecker geradezu unentbehrlich. Es war einfach nicht möglich, selbst wenn ich mir den Schlaffack über den Kopf gezogen und noch ein Handtuch daraufgelegt hatte, länger als zehn Minuten ruhig zu liegen. Dann hatte doch schon eine Mücke einen Weg zu meinen Ohren gefunden und summte mir einen Flugzeugmotor vor. So blieb ich immer wach.

Mehrere Tage lang übte ich das Feueranmachen. Bei der großen Geschwindigkeit des Flugzeuges kam es natürlich auf die wenigen Sekunden an, die Udet dicht vor mir war, damit er mich bemerken konnte, und in diesen Sekunden mußte die Rauchsäule groß und breit zum Himmel steigen. Ich sammelte große Haufen von trockenem und feuchten Moos, Heidekraut, Weidenzweige und Flechten und übte dann „Fliegeralarm“. Ich rief mir zu: „Udet kommt“, sprang aus meinem Schlaffack auf, goß Petroleum über den vorbereiteten Pflanzhaufen und zündete ihn an. Sobald die Flammen groß waren, schüttete ich nasses Moos mit viel Erde darüber, so daß die Gegend wie mit einem Kartoffelfeuer verqualmt wurde. Dies wurde nach der Uhr geübt, bis ich die gemessenen Zeiten nicht mehr wesentlich herunterdrücken konnte. So vergingen sechs Tage mit Messungen und Vorbereitungen.